



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Zwei Monate Kriegszeit in der Bundesfestung Mainz.

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

verbündete Regierungen unter dem Schutze Frankreichs seine Unabhängigkeit wieder erlangen werde.

Das Ministerium Wellington und das Ministerium Polignac befreiten Metternich wieder von seinen Sorgen. Auf die italienischen Regierungen hatten ohnedies solche diplomatische Schachzüge der großen Mächte keinen Einfluß. Piemont hielt treu an Oestreichs Seite aus, und Metternich konnte im April 1829 dem sardinischen Gesandten seine Zufriedenheit mit den Worten ausdrücken: „Ich bin vollständig von der Regierung Ihres Königs befriedigt, unter welchem das Uebel nicht zunehmen kann, da grade sein Arm es niederhält. Von Seite der sardinischen Staaten leben wir also in vollkommener Ruhe. Unsere Regierungen beruhen auf denselben Grundsätzen und haben dieselben Ziele im Auge, die Erhaltung der bestehenden Ordnung ist der Hauptgegenstand ihrer Anstrengungen.“ —

So kläglich auch die Früchte dieser unseligen Vergesellschaftung mit Oestreich für Piemont zunächst waren, einen Vortheil haben sie doch gehabt: man wußte genau, wem man das Messer in die Brust stieß, als man durch den nationalen Gedanken emporgezogen den Kampf auf Tod und Leben anfang.

Bianchis Documentensammlung, auf welcher diese wie die vorhergehenden Darstellungen der Politik Piemonts seit den wiener Verträgen beruhen, schließt vorerst hier mit dem Zeitpunkte der tiefsten Erniedrigung Sardiniens ab. In den folgenden Bänden werden die Epochen zur Schilderung kommen, in denen der piemontesische Staat sich auf sich selbst besann und sein Stern je höher desto schneller wieder aufstieg.

W. Lang.

## Zwei Monate Kriegszeit in der Bundesfestung Mainz.

Der altehrwürdigen Festung Mainz hat in ihrem zweitausendjährigen Leben manch harter Kampf um die Mauern und innerhalb der Thore getobt, anderes steht ihr vielleicht in naher Zeit bevor. Sie gilt jetzt für eins der Hauptbollwerke auf dem europäischen Continent und für die stärkste Reichsveste gegen unsere unruhigsten Nachbarn, ihr war die wichtigste Rolle bei einer Invasion vom Westen zugetheilt. Aber in den letzten Monaten waren ihre Feuerschlünde auf Deutsche, nicht auf einen fremden Feind gerichtet.

Die kriegerischen Vorgänge in und um Mainz während der letzten Katastrophe bieten manches Eigenthümliche, das näherer Beleuchtung werth ist. Was hier vorgegangen, giebt klares Zeugniß von dem Zerfall der morschen Bundesinstitutionen, namentlich des Reichskriegswesens. Die traurige Wirthschaft der alten seligen Reichsarmee war nur insofern modernisirt, als das Material, lebendes wie fabricirtes, bei weitem besser geworden ist. Denn unter anderen Umständen wäre bei dem guten Willen und der Ausbildung der meisten Truppen, auch der kleineren Contingente, schon jetzt ein gutes Resultat zu erzielen gewesen. Die spätere Kriegsgeschichte wird über die ungenügenden Zustände noch strengeres Urtheil fällen, als wir uns hier herausnehmen. Denn in schlichter Schilderung soll zwar berichtet werden, was wir während zweier verhängnißvoller Monde in der ersten Festung des verlebten Bundes sahen und hörten, aber patriotische Pflicht gebietet noch manches zu verschweigen.

Die feindselige Stellung der beiden Großmächte, die seit einem halben Jahrhundert die Festung besetzt hielten, war documentirt, die Besatzung von Mainz sollte also gewechselt, Preußen und Oestreicher herausgezogen werden, obgleich durch wunderliche Fügung die von Oestreich hierher gelegten Truppen Italiener, also eigentlich mehr Bundesgenossen der Preußen als deren Gegner waren. Nach der Bundesmatrikel waren die Contingente des Reservecorps, das aus den kleineren deutschen Staaten gebildet wurde, zur Besatzung bestimmt, und damit waren Oestreich und Preußen einverstanden. Letzteres gab — wohl-gemerkt! — seine Zustimmung, als es noch dem deutschen Bunde angehörte. Die Festung und deren Gebiet wurde bekanntlich für neutral erklärt. Aber bald sollte alles anders werden. Preußen schied aus dem deutschen Bunde, die Auflösung des Bundes brachte hier täglich größere Wirren hervor. Mehrere Staaten folgten dem Beispiele Preußens, andere wurden unschlüssig. So kam es, daß nur der kleinere Theil der nach Mainz bestimmten Truppen dieser Weisung nachkam. Einige schlüpfen noch vor Thorschluß herein, andere machten auf dem Wege Halt oder kehrt, wie z. B. die Schwarzburg-Rudolstädter, die plötzlich aus Bundesgenossen Gegner wurden und als solche bei Mainz ihren Nachbarn auf den Leib rückten. Der Embarras war von Anbeginn des Krieges vollkommen fix und fertig. — Die ersten Besatzungstruppen, die in Mainz um Mitte Juni einrückten, waren Bayern, Weimaraner, Meininger und Bückeburger, in Summa etwa 5,000 Mann, also kaum zwei Drittel der Friedensstärke unserer Besatzung. Dabei waren noch einige Ueberbleibsel der Oestreicher und Preußen, da jenes bis dahin die Artillerie, letzteres die Geniedirection gegeben hatte. Zur Besatzung des Places in Kriegszeiten sind mindestens 35—40,000 Mann erforderlich, wenn man ihn mit Festigkeit behaupten will. Wer den stundenweiten Umfang der Werke einigermaßen kennt, wird diese Zahl nicht zu hoch begriffen finden.

Als die genannten Truppentheile einrückten, waren der Vicegouverneur, der Prinz Woldemar von Holstein, preussischer General, und der Commandant, der österreichische Generalmajor Graf Reipperg, noch anwesend. Ersterer ein stattlicher, großer Herr, um Mitte der Fünfziger, bei den Truppen wie bei den Mainzern beliebt; bei einem im Dienst ernstesten Wesen war er gesellig und liebenswürdig und meist von gutem Humor. Graf Reipperg, schwächlich und von mittlerer Größe, sah kränklich und verstimmt aus, anscheinend ruhig, soll er sehr reizbar und nicht selten aufbrausend und heftig gegen Untergebene gewesen sein. Der Graf ist bekanntlich ein Stiefsohn der zweiten Gemahlin Napoleons des Ersten, der Kaiserin Marie Louise, späteren Herzogin von Parma, die ihren Cavalier, den Vater des Grafen, heirathete. Er gilt als sehr vermögend. Trotz der Gegensätze der beiden Herren vertrugen sich die Befehlshaber doch im Allgemeinen während der Verwaltung ihrer Posten bis zur Trennung gut.

Die ersten Posten in der Bundesfestung wurden im Frieden mit Rücksicht auf die repräsentirende Stellung besetzt, welche die Vertreter zu behaupten hatten. Bei der fünfzigjährigen Waffenruhe und der Aufmerksamkeit, die der Bund seiner Reichsveste Mainz angedeihen ließ, ist das leicht erklärlich. Gouverneur und Commandant hatten hohe Gehalte, palastähnliche und mit fürstlichem Comfort ausgestattete Wohnungen, herrliche Gärten, prächtige Jagdreviere und noch manches Andere, das zu den Annehmlichkeiten des irdischen Daseins zählt. Das alles bot in paradiesischer Gegend, bei nahen, zahlreich besuchten Badeorten, bequemen Verkehrsmitteln und nicht übermäßiger Arbeit die schönsten Sinecuren, auf die freilich auch nur Ausermählte Anspruch hatten. Indes war die Rücksicht auf Repräsentation wenigstens bei den Preußen nicht ausschließlich maßgebend gewesen, denn der Prinz von Holstein genoß den Ruf, seine Amtsgeschäfte tüchtig und energisch zu versehen. Er war als Gouverneur auch dem Bunde eidlich verpflichtet und als Bundesgeneral von dem Reichsregiment in Frankfurt abhängig. Es war also in militärischen Angelegenheiten für ihn, wie für jeden wackeren Soldaten eine unablässige Resignation nöthig gewesen.

Nachfolger des preussischen Gouverneurs war der bayerische Generalmajor Graf Rechberg-Rothelöwen, vom Bund ernannt, ein bereits älterer Herr von nicht sehr kräftigem Aussehen, bleiches Gesicht mit langem und dünnem Knebelbart, die Haltung ruhig und gemessen, sein Herz theilnehmend und wohlwollend. Er hatte in der bayerischen Reiterei activ gedient, war aber durch viele Jahre Adjutant des verstorbenen Königs Max bis zu dessen Tod gewesen. Er hatte somit mehr die Carrière eines Hofmannes als eines Militärs gemacht. Indes er hatte das Streben, in seiner schwierigen und verantwortlichen Stellung das Möglichste zu leisten, und galt als ein ritterlicher und ehrenwerther Charakter.

Zum Commandanten war der meiningensche Oberst v. Buch, als der älteste der anwesenden Commandeure, bestimmt worden. Er ist eine lange aber militärisch straffe Gestalt, das faltige Gesicht von der afrikanischen Sonne stark gebräunt. Als halber Knabe von vierzehn Jahren hatte er unter den Hessen den Feldzug von 1815 mitgemacht. Dann hatte er dem ersten Zug der Franzosen gegen Algier als Volontär beigewohnt, sich dabei ausgezeichnet und war mit dem Kreuze der Ehrenlegion zurückgekehrt. Mit Leib und Seele Soldat, ist er bei schon vorgerücktem Alter noch sehr thätig, ausdauernd und energisch, im Dienste streng, in allem genau und gewissenhaft bis ins Penible. Den Dienst kennt er gründlich. Als nächste Hilfe beider Herren fungirten die zurückgebliebenen österreichischen Offiziere vom Generalstab und der Artillerie, die zum größeren Theil schon mehre Jahre in der Festung waren, mithin alles genau kannten. Besonders verdient hier der Oberst Pirner genannt zu werden, der mit in der Commandantur wohnte. Sonst waren dem Gouverneur und dem Commandanten außer ihren bisherigen Adjutanten noch mehre andere von verschiedenen Truppengattungen beigegeben worden. Platzcommandant blieb der österreichische Oberstlieutenant Graf Trips.

Die Truppen, die zuerst in Mainz eingerückt waren, fanden in den ihnen zugewiesenen Kasernen Raum genug, sonst wenig nach Wunsch. Alles war in Unordnung, unsauber und voller Ungeziefer; namentlich waren die Wanzen, womit Mainz überhaupt gesegnet ist, arge Quälgeister. Bei dem schnellen Abzug der Preußen hatten diese mancherlei zurückgelassen, namentlich viel Bettzeug und Wäsche, was den nachfolgenden Bundestruppen sehr zu Statten kam, denn darin waren sie nackt wie die Kirchenmäuse eingerückt und ohne diese willkommene Hinterlassenschaft hätten sie nicht gewußt, wo sie ihr müdes Haupt hätten hinlegen sollen. Da gab es denn in den ersten Tagen gewaltig mit Ordnen und Säubern zu thun und die Leute beschäftigten sich mit Razzias gegen das lästige Ungeziefer. Weit übler sah es in den österreichischen Kasernen aus. Manche waren wie Augiasställe, denn glaubte man mit Schmutz und Unordnung fertig zu sein, so fand sich immer wieder Uergeres vor. Als später andere Truppen nachrückten, mußten Dislocirungen vorgenommen, die mühselig gesäuberten Räume mit anderen noch im Urzustande befindlichen vertauscht werden und so schien die Sisyphusarbeit gar kein Ende zu nehmen. Daß da und dort Flüche, Vermünschungen und nächtliche Seufzer von Seiten der Betheiligten ausgestoßen wurden, ist leicht erklärlich.

Die beiden Großmächte hatten sich während des langen Friedens in der Bundesfestung häuslich niedergelassen und besaßen dort viel werthvollen Grundbesitz. Ganze Straßenreihen waren ihr Eigenthum, es waren theils Bureaus, theils Wohnungen für Offiziere und Militärbeamte. Auch für das gesellige Vergnügen war hinreichend gesorgt, denn die beiden Militärcasinos, nahe zusammen am

schönen Schillerplatz, unweit des Gouvernementsgebäudes gelegen, ließen in ihrer Einrichtung nichts zu wünschen übrig. Dazu gehörten Gärten außerhalb der Stadt. Hier hatten auch die Offiziere ihren Mittagstisch. Im preussischen Casino fanden sich die Weimaraner, Meininger und Bückeburger zusammen, später, nach dem Abzug der ersteren, ein Theil der Hessen. In den ersten Tagen aßen auch die zurückgebliebenen preussischen Offiziere mit hier. Alles war gemüthlich beisammen, man schien nicht zu wissen, wer Freund oder Feind war. Selbst die Offiziere der feindlichen Mächte verkehrten noch in aller Eintracht mit einander. Die Bayern und späterhin die Würtemberger und Nassauer tafelten im österreichischen Casino. Doch wurde auch hier die Grenze nicht streng gezogen.

Unterdeß ging vieles chaotisch durch einander und schwer war über dies und jenes Auskunft zu erhalten. So war von einer planmäßigen Vertheilung der Dienstwohnungen und Stallungen keine Rede. Wer hier auf Reconnoissance ausging, nistete sich ein, wo es ihm gefiel und niemand vertrieb ihn daraus. Oft waren die Schlüssel einer Wohnung nicht zu finden, niemand wußte, wer sie hatte. So war es auch nicht selten bei den Räumen, in denen Vorräthe aufbewahrt wurden. Da wurde denn der Schloffer herbeigerufen, um das Seine zu thun.

Das Nöthigste und Unaufschiebbar mußte mit aller Hast betrieben werden, so namentlich die Uebergabe der Vorräthe und Kassen am 21. Juni. An diesem Tage durchzogen die alten und neuen Gouverneure und Commandanten mit Adjutanten, Beamten und anderem Anhang die Straßen und Plätze von Mainz, um sich von einem Local zum andern zu begeben. Alles war in voller Galla mit Decorationen; Gallawagen und Miethkutschen fuhren hinterher. Bei der Eile konnte natürlich nichts ordentlich durchgezählt oder geprüft werden; man mußte eben alles, selbst die Kassen, auf Treu und Glauben übernehmen.

Aber auch in anderem Wesentlichen ging es bunt her. Als z. B. der Prinz von Holstein am Abend vor seinem Abzuge das Militärcasino besuchte, wie er gewöhnlich that, und da traulich mit dem und jenem plauderte, sagte er unter anderem zu den ihm zunächst sitzenden Offizieren: „Haben Sie je gehört, meine Herren, daß in einer Nacht mehre tausend Mann eine Festung passirt haben, ohne daß der Gouverneur etwas davon wußte? Nun, das ist mir in verwichener Nacht passirt. Die Nassauer sind durch, ohne es anzumelden und erst heute Morgen erfuhr ich davon. Ich gehe weg und es wäre unnütz, hier ein Aufheben davon zu machen, aber als Curiosum werde ich es doch an geeignetem Orte melden.“ Es war in der That so: die Nassauer, die planlos hin und her trieben, waren in der Nacht gemüthlich und ohne angehalten zu werden auf der Bahn durch die Festung gerutscht und kein Hahn hatte darum gekräht.

Konnten es nicht ebenso gut Preußen sein, von denen eine Ueberrumpelung damals leicht zu erwarten war? Es wurde also vom nächsten Tage an eine Wache auf dem Bahnhof aufgestellt und die Thore geschlossen. Da letzteres lange nicht geschehen war, so soll man hier und da auf nicht unerhebliche Schwierigkeiten gestoßen sein, indem wegen verrosteter Angeln und Schlösser, Senkungen und so weiter, nichts recht klappen wollte und Stunden sollen darüber hingegangen sein.

Dem bisherigen Gouverneur und Commandanten wurde bei ihrem Abgange alle Ehre erwiesen und sämtliche Offiziercorps fanden sich dazu auf dem Bahnhofe ein. Besonders herzlich war der Abschied vom Prinzen von Holstein, der einige Tage früher abreiste. Auch viel mainzer Herren und Damen hatten sich dazu eingefunden. Als der Prinz bereits im Waggon saß, kletterten noch mehre östreichische Offiziere zu ihm hinein und schüttelten ihm die Hand.

Am 22. Juni hielt der neue Gouverneur eine Revue über sämtliche Truppen ab. Es waren zwei Bataillone Bayern, drei Bataillone Weimaraner, zwei Bataillone Meininger, zwei Compagnien hückeburger Jäger und noch eine bayerische Festungsartillerie- und Geniecompagnie. Die Truppen waren ziemlich gedrängt auf dem schönen Schloßplatz aufgestellt mit Musik und Fahnen im Paradeanzuge. Der Festungscommandant, Oberst v. Buch, commandirte das Ganze. Es ging alles ziemlich rasch vorüber, was vielleicht zum Theil dem Pferde des Gouverneurs zugeschrieben werden mag, daß, solcher Schauspiele noch ungewohnt, sehr verdächtige Bewegungen und Säße machte. Schließlich defilirten die Truppen.

In den Bureauz des Gouverneurs wie des Commandanten hatten wahrscheinlich die Vorgänger gut ausgeräumt. Bewundert klagte Graf Nechberg, daß er keinen Plan, keine Karte, kein Reglement, kein Buch vorgefunden habe. Alles sei in den Repositorien seines Arbeitscabinetes wie ausgeblasen. Ein Offizier erbat sich vom Commandanten ein Festungsreglement, um sich für den Dienst instruiren zu können. Mit Achselzucken gestand der Ersuchte, daß er selbst nur über ein Exemplar verfügen könne, solches aber nöthig gebrauche; doch wolle er es auf einige Stunden ablassen. Es ist aber nicht dazu gekommen. Es sollte ein neues Reglement gedruckt, vorher aber zur Prüfung eine Commission niedergesetzt werden. Auch darüber ist weiter nichts vernommen worden. Statt dessen regnete es von Seiten der Commandantur, des Festungs- und Platzcommandos, der anderen Commandeure Befehle und bogenlange Instructionen in Fülle, nicht selten wurde das, was Tags vorher befohlen war, wieder aufgehoben oder verändert, natürlich ebenfalls schwarz auf weiß. Da sich nun aber wegen des häufigen Wechsels der Truppen die Zahl derselben, das Unterbringen in den Räumen, die Besetzung der Werke und Posten und anderes immer wieder änderte, so kann man ungefähr ermessen, was alles geschrieben

und befohlen wurde. Es wurden ganz übernatürliche Capacitäten vorausgesetzt, die das alles fassen und behalten sollten. So geschah es denn auch, daß eine Menge Adjutanten, Ordonnanzen, Schreiber und andere höhere und niedere dienstbare Geister in die verschiedenen Büreaux commandirt war, und es war ein buntes Gewimmel in den Arbeitsräumen und Vorplätzen. — Die Truppen hatten anfangs starken Dienst und kamen wenig aus dem Geschirr. Mit den paar Tausenden mußten, wenn auch nur spärlich, die Werke, Wachen und Posten besetzt werden. Der Mangel an Cavalerie wurde besonders fühlbar, denn zum Patrouilliren gebraucht der Infanterist selbstverständlich mehr Zeit als der Reiter. So blieben denn zum Recognosciren ausgesendete Patrouillen gewöhnlich fünf bis sechs Stunden aus. Die Patrouillen wurden natürlich zur Nachtzeit, bei vermutheter Annäherung des Gegners, vermehrt und bis zu ihrer Rückkehr blieben gewöhnlich sämtliche Truppen in den Kasernen consignirt. Das währte mitunter von Nachmittags bis gegen Morgen. Dazu kam noch, daß eine Anzahl Mannschaften von jedem Contingent zur Geschützbedienung herangezogen und darin geübt wurde. Die Hand voll Artilleristen, welche vorhanden war, reichte bei weitem nicht aus. Diese, sowie die Geniesoldaten hatten mit anderen Dingen, namentlich Instandsetzung der Geschütze, den Erdarbeiten und anderem vollauf zu thun. Zumal diese Mannschaften mußten tüchtig daran. Die kräftigen Bayern vor andern arbeiteten unverdrossen wie die Bären. Auch die Offiziere traf der Dienst sehr, da bei manchen Contingenten die Stellen bisweilen nicht vollzählig besetzt waren, namentlich bei Bayern und Meiningern. Außerdem waren noch mehre von ihren Truppentheilen zu anderen Zwecken abcommandirt. In den bayerischen Bataillonen konnte man viele alte Capitäne und blutjunge Lieutenants bemerken, an denen noch die Eierschale des Cadettenhaufes hing.

Eine wesentliche Erleichterung des Dienstes und mehr Sicherheit für das Ganze trat mit der Ankunft der hessen-kasselschen Truppen ein, die in den letzten Tagen des Juni in die Stadt einrückten. Wo kommen die her? fragte man allgemein, denn man hatte ihre Ankunft gar nicht geahnt. Gott Lob! hieß es, jetzt ist auch Cavalerie und Feldartillerie da. — Die Division, zwischen 11—12,000 Mann stark und in allem, bis auf die Gewehre, trefflich ausgerüstet und geschult, war ein Zuwachs, der auch sanguinische Erwartungen der kleinen Besatzung überstieg. Es waren fünf Infanterieregimenter, zwei Jägerbataillone, zwei Regimenter Husaren, zwei Schwadronen Gardes du Corps, eine Feldbatterie, ein Pontontrain u. s. w. Der Gouverneur und der Commandant athmeten nun freier, denn wie ein Alp mußte der Gedanke bisher auf ihnen lasten: wo Mannschaften hernehmen und nicht stehlen? Die kleineren Staaten konnten nicht mehr über ihre Truppen verfügen, die Mittelstaaten wollten die ihren nicht mehr zersplittern. Niemand war so gefällig, für die Bundesfestung

aufs Ungewisse hin etwas herzugeben. War doch fast überall die Truppenzahl weit geringer, als sie auf dem geduldigen Papier angegeben war. Und der Bund — was war er noch? Ist man selbst im Frieden und bei seinem vollen Bestehen seinen militärischen Weisungen gewissenhaft nachgekommen? Hat man je von einer Execution gegen Säumige oder Störrige gehört? Was konnte man jetzt von ihm erwarten, wo er bereits im Absterben war? Das waren Fragen, die sich jeder ohne Kopfschmerzen selbst beantworten konnte. Die commandirenden Herren hatten also vor der Ankunft der Hessen auf keinen sicheren Beistand zu rechnen, denn selbst die nächsten Nachbarn, Rhein Hessen und Nassau, schienen Mainz seinem Schicksal überlassen zu wollen. So kamen denn die Hessen, die ihr Stern hierher geleitet, als wahre Helfer in der Noth. Es war wohl anfangs ihre Absicht nicht, in Mainz zu verbleiben, sondern vielmehr sich hier zu ordnen und das Weitere zu erwarten. Sie waren so plötzlich aus dem Lande herausgeschleucht, daß sie selbst nicht wußten wie? Offiziere von der kasseler Garnison sagten aus, daß es kein geordneter Abzug, sondern ein Herausstürzen gewesen sei. In der Morgendämmerung wären sie plötzlich allarmirt worden. Niemand habe an einen Abzug gedacht und so hätten die meisten Offiziere nur das Allernöthigste mitgenommen. Aber durch die gute Disciplin der Truppen war fast alles gesichert worden, bis auf eine Anzahl Zündnadelgewehre, die man nicht gleich haben konnte. So geschah es denn, daß in einem Bataillon ein Theil mit Zündnadelgewehren, ein anderer mit Percussionsgewehren bewaffnet war. Letztere waren meist ungeänderte alte Schießprügel, noch von dem französischen Kriege her. Man trug sie bei Uebungen, um die Zündnadelgewehre zu schonen.

Die Hessen wurden sofort stark in Anspruch genommen. Nach Mainz und Castell vertheilt, mußten sie die äußersten Vorposten beziehen. Unter ihrem Schutz wurden die Außenwerke in Vertheidigungsstand gesetzt, von denen manche noch, wie das starke Außenfort Bingen, zu vollenden waren. Die Cavalerie mußte patrouilliren und recognosciren; Artillerie, Train und Pionnieren war auch ihr Theil zugeordnet. Aber auch zu anderen, oft sonderbaren Zwecken wurden die braven Hessen mit verwendet. Der Herzog von Nassau schien mehr an sich, denn an das Allgemeine zu denken, seine Person und sein Eigenthum mochte ihm über alles gehen. Statt seine Truppen dem entblößten nahen und ihrer bedürftigen Mainz zuzusenden, befehlt er sie nicht nur bei sich, sondern erbat sich zu seinem weiteren Schutz noch aus der Bundesfestung einige Bataillone und Reiterei, und man war so gütig, den Wunsch des Herrn zu gewähren. Eine Zeit lang mußten die Hessen Abends in der angegebenen Stärke hinüber ins Nassauische, dort die Nacht bivouaciren und Morgens wieder zurückkehren. Einige Nächte soll auch der Herzog in Mainz zugebracht

haben. Die Hessen waren natürlich für eine solche Verwendung nicht sehr eingenommen.

Hessen-Darmstädter sah man nur einige Male ab und zugehen. Dagegen kamen noch einige würtemberger Truppen, die sich für eine längere Dauer hier niederließen. Auch Nassauer kamen zum Schluß des Dramas, nachdem endlich ihr Kriegsherr den andringenden Preußen hatte weichen müssen, die denn auch, ihm fast auf dem Fuße, in der schönen Sommerresidenz Wiberich einrückten. Die Nassauer brachten nicht weniger als 185 Kranke mit. Kein Arzt, kein Offizier, nur ein Sergeant war bei diesem traurigen Transport. Sie wurden in der von Meiningern belegten Kaserne untergebracht und meiningischen Aerzten zur Behandlung übergeben. Da bereits alle Räume belegt waren, so mußte ein Theil der nassauer Truppen die außerhalb der Stadt gelegenen Baracken beziehen oder gar bivouakiren. So brachte denn der Zufall die mainzer Besatzung zusammen, die im Ganzen 15—16,000 Mann betragen mochte. Aber auch Destrreicher kamen noch ab und zu auf Besuch. Als am 27. Abends allarmirt wurde, da man einen Ueberfall der Preußen vermuthete, rückten nach Mitternacht zwei starke östreichische Bataillone, Ungarn, ein, die auf den öffentlichen Plätzen und in den benachbarten Straßen bivouakirten. Noch am andern Morgen bis gegen elf Uhr lagen die Söhne der Pusta auf dem Pflaster, den Tornister als Kissen, oder an die Häuser gelehnt und auf den Treppen sitzend. Ein Theil der Einwohner brachte für die Ermüdeten einige Lebensmittel und Cigarren herbei, sie wurden zwar noch einquartirt, zogen aber gegen Abend wieder ab. Ständig waren von den Destrreichern noch eine Abtheilung Geniesoldaten und ein Theil der Bäckerei, sowie mehre vom Sanitätspersonale.

Wie fast überall im Süden Deutschlands, trat auch in Mainz die Manie auf, Spione einzufangen. In jedem, der nur einigermaßen von dem gewöhnlichen Aussehen abwich, wollte man einen gefährlichen Spion erkennen, von diesem Fieber war auch die mainzer Bevölkerung, namentlich die niedrige, heftig angesteckt. Immer wieder wollte man einen geheimnißvollen Fang gemacht haben, den man im Triumph vor das Gouvernementsgebäude brachte, vor dem sich dann im Nu eine Menge im Waffen- und Civilrock versammelte. Es ergab sich gewöhnlich bald, daß der Verdächtige ein armer Wicht war, der sich zu einem Spion wie der Esel zum Lautenschlagen geeignet haben würde. Der Unsinn war um so größer, als die Fangwuth am stärksten war, während noch preussische Offiziere, namentlich vom Geniecorps und der Artillerie, in der Festung weilten. Ueberdies konnten die Preußen, durch Verwandtschaft und vieljährige Bekanntschaft mit jedem Detail vertraut, alles leicht erfahren, was sie wissen wollten. Als nun die letzten preussischen Offiziere abgereist waren, wurde vollends mit allem, was an Preußen erinnerte, tabula rasa gemacht und zu einer festgesetzten Frist mußte jede preussische Seele zum Thore hinaus. Selbst

die Unteroffiziers- und Soldatenfrauen, deren Männer bei den Fahnen waren, und die sich hier eine Kundschaft gemacht hatten und ihren Unterhalt mühsam und spärlich erwarben, Witwen, Kinder, alles mußte hinaus. Die meisten wußten nicht wohin, hatten keine Mittel und geriethen in die jämmerlichste und bedauernswertheste Lage. Ein mainzer Frauenverein und andere Menschenfreunde nahmen sich der Verzweifelnden an, um nur das Nöthigste zu beschaffen. Den pensionirten alten Offizieren, die hier Jahre lang in Ruhe und Frieden gelebt hatten, erging es nicht besser.

Eine andere Manie war die des unnützen Schießens. Man feuerte, so schien es, mit mehr Gleichmuth und Vergnügen auf Menschen als auf Hasen oder Spagen. Jede Patrouille schien in dem Wahne zu stehen, sie müßte so viel als möglich puffen. Wo sich eine Pickelhaube sehen ließ, wurde losgebrannt. Auch die Artillerie blieb in diesem löblichen Wettstreit nicht zurück. Man feuerte mit Vollkugeln und Sprenggeschossen auf gegnerische Patrouillen, ja einzelne Leute, was das Zeug hielt. Es wurde zwar derlei Unfug streng untersagt, aber gesteuert konnte ihm nicht werden.

So war am 22. Juli, einem Sonntage, vom Morgen bis Abends gegen halb sechs Uhr eine nur wenig unterbrochene Kanonade. Vom Fort Hartmühl und vom Thurm der Petersau (auf einer Insel) wurde der obere Theil von Vibrich, namentlich die Glasfabrik, wo sich Preußen eingenistet hatten, beschossen. Eine halbe Batterie (man sagt Oldenburger) war dagegen oberhalb Vibrich aufgefahren, demontirte gleich mit dem zweiten Schusse ein gezogenes Geschütz auf der Plattform des Petersthurms und mochte sonst noch 40 Schüsse abgeben, von denen mehre aber nur das Mauerwerk trafen. Dann zog sich die feindliche Batterie zurück und eine Weile war Ruhe. Aber gegen halb fünf Uhr ging das Schießen wieder los. Da es Sonntag war, so hatten sich viele Einwohner und Soldaten auf den höheren Punkten versammelt, wo man das Terrain übersehen konnte, namentlich von einem Platz in der Nähe der Citadelle. Auch Referent hatte sich dahin begeben. Aus zwei casteller Werken wurde nach einer Höhe jenseits des Rheins gefeuert, die zum Theil mit einem Obstwäldchen bedeckt war. Man konnte auch mit dem bewaffneten Auge nichts gewahren, was ein Ziel hätte abgeben können. Auf Befragen wurde die Antwort: es hätten sich einige Reiter sehen lassen. Man sah die Sprenggeschosse deutlich aufschlagen, denn von dem trockenen Boden wirbelte eine mächtige Staubwolke auf. Auch den Zuschauern schien das zu langweilig zu werden, denn sie verließen sich allmählig. Was war schließlich des Pudels Kern? Vor einigen Stunden hatte sich eine schwache Reiterpatrouille gezeigt, die längst wieder hinter der Höhe verschwunden war. — Und eine Entschuldigung konnte man allenfalls für diese Munitionsverschwendung anführen: daß die noch zum Theil ungebübten Artilleristen und Bedienungsmannschaft die Gelegenheit als

Probe ihrer Fertigkeit und der Distanzschätzung benutzt hätten. Aber für das Eine war es zu viel, für das Andere zu wenig. Am andern Tage sagten hessische Offiziere: ein Prinz von Hanau habe die Artilleristen zum Weiterfeuern ermuntert und mit Wein tractirt. Der dort commandirende General v. Buttler hätte ihm aber endlich das Handwerk gelegt.

In dem grassirenden Schießeifer feuerte man nicht nur auf den Feind, sondern auch auf den Freund. So puffte eine würtemberger Patrouille in den Außenwerken zur Nachtzeit auf eine meiningener, die ihr begegnete, ohne vorherigen Anruf. Zum Glück trafen die Kugeln nicht und die Meiningener waren so vernünftig, nicht ohne weiteres Gleiches mit Gleichem zu vergelten.

Der äußerste von den Bayern besetzte Posten bei einem Blockhause stand etwa nur 1000 Schritte von Vibrieh entfernt. Die preussischen Patrouillen und Posten hatten von dort aus nie einen Schuß auf die Bayern abgegeben. Da fiel es einem guten bayerischen Schützen ein, seine Geschicklichkeit und Bravour leuchten zu lassen. Mit zwei Schüssen pußt er einen Doppelposten weg, mit dem dritten wirft er einen Cavaleristen herunter, der eben harmlos daherritt. Einer von den Gebliebenen soll ein Landwehmann und Familienvater gewesen sein.

Als ein bayerischer Unteroffizier, der eine Patrouille geführt hatte, mit seinen Mannschaften zurückkam und seinem Vorgesetzten rapportirte, meldete er noch schließlich und zugleich entschuldigend: daß man mit dem besten Willen nicht auf eine preussische Patrouille habe schießen können, da diese zu entfernt und zu gut gedeckt gestanden habe. — Die Pufferei unter den Patrouillen, namentlich auf dem Terrain des rechten Rheinufers, hinter Castel nach Vibrieh und Hochheim hin, war von den Landleuten so gefürchtet, daß dort die Ernte größtentheils stehen blieb, die anderwärts bereits eingebracht war. Niemand wagte sich auf das Feld.

Die in die Außenwerke detachirten Bavarier fouragirten in den Obstanlagen und auf den Feldern nach Herzenslust. Man begegnete Einzelnen und ganzen Trupps mit gefüllten Brodbeuteln, zu Bündeln zusammengebundenen Taschentüchern, die mit Kirichen, Zwiebeln und Kartoffeln gefüllt waren. Als die Eigenthümer der Grundstücke sich über diesen Unfug bei einem eben visitirenden bayerischen Stabsoffizier beschwerten, versprach dieser Abhilfe und ersuchte den im nächsten Fort commandirenden Offizier einer anderen Truppe, den Bayern, wenn sie in sein Rayon kämen, das Handwerk zu legen und sie sofort zu arretiren. Der Offizier kam diesem Auftrag pflichtschuldigst nach, er brachte ein halbes Duzend Blauröcke, die eben auf einer Pazzia begriffen waren, in Numero Sicher und ließ es sofort dem bayerischen Hauptmann im Nebenfort, von dessen Compagnie die Arretirten waren, melden. Der aber nahm das gewaltig übel, und, als er erfuhr, wer die Veranlassung gewesen, zog er arg über den

Stabsoffizier her und schalt sein Benehmen eine große Tactlosigkeit, indem es sich nicht zieme, die eigenen Truppen durch andere arretiren zu lassen. Erst ein ernst gemeinter Gouvernementsbefehl hielt dieses Unwesen etwas in Schranken.

Die Bayern hatten es übrigens am wenigsten nöthig auf solche Weise sich zu behelfen, denn die Mannschaft erhielt unter allen anwesenden Truppen die beste Verpflegung. Der Mann bekam täglich ein halbes Pfund gutes Rindfleisch nebst Zubehör, gutes Brod, und, wenn wir nicht irren, 22 Kreuzer, während andre Truppentheile, die mit ihnen oft in einem und demselben Fort standen, sich spärlicher behelfen mußten und bei dem Schmausen und Trinken ihrer Kameraden das Zusehn hatten.

Aber die Bayern verfügten auch unter allen Garnisonstruppen über den besten Appetit und über einen ganz unstillbaren Durst. Gutes Bier aber war theuer, das Seidel fünf Kreuzer. Wo Bayern auf Wache waren, wurde immer gezecht und der Kalfakter oder Freireuter holte leuchend das Bier nicht Maß sondern Faßweise aus der nächsten Brauerei. Der Bayer ist von Natur bei aller äußeren Derbheit, ja oft Rohheit, gutmüthig und bei richtiger Behandlung ist schon mit ihm auszukommen; aber in den kräftigen, naturwüchsigten Burschen, namentlich den Altbayern, steckt immer etwas mehr oder weniger Bestialität, die bei leicht erregbarer Leidenschaft oder im Trunke oft jäb hervorbricht. Es gehört nicht wenig dazu, sie in Disciplin zu halten. Davon zeugte das Arresthaus auf der Citadelle, das, trotz seiner Geräumigkeit, schon in den ersten Tagen fast nur von Bayern besetzt war. Da die Zellen nicht mehr ausreichten, so steckten in einer nicht selten drei und vier Inhaftirte zusammen. \*)

\*) Dieselbe originelle Physiognomie der bayrischen Truppen ist durch anderweitige Erfahrungen der letzten Monate überall bestätigt. Sie gehören zu den stärksten Soldaten der Welt; aber sie sind gutes Leben zu sehr gewohnt, sie zeigen die größte Bravour, Kaltblütigkeit und Ausdauer, aber ihre Zucht ist mangelhaft, und macht ihre Leistungen unsicher. Keine deutsche Truppe hat so kräftigen Stoff und keine ist so verbummelt. Es sei gestattet aus dem Privatbriefe eines zuverlässigen Beurtheilers in Franken einige kleine Anekdoten aus den Wochen der fränkischen Occupation beizufügen, welche gut zu dem stimmen, was man in Mainz beobachtete. — Zu ihren Sammelplätzen pflegten die Bayern gewöhnlich sehr gemächlich zu schlendern. „Wissens,“ sagte einer zu seinem Quartierwirth, „wenn unser Hauptmann uns um 8 Uhr bestellt, dann ist er schon ganz froh, wenn wir um 9 Uhr alle zusammen sind.“

Einmal wurde gegen Abend Generalmarsch geschlagen. Die in der Kneipe sitzenden Bayern tranken erst sachte ihr Bier aus und gingen dann langsam einer nach dem andern. Einer aber blieb ganz sitzen. Und als nach einer Stunde die übrigen zurückkehrten, fragte er nur: „Ist verlesen worden?“ (er meinte die Liste wegen der Fehlenden.) Und als das verneint wurde, äußerte er mit Befriedigung: „Habs gleich gedacht;“ und trank ruhig weiter.

Einer stand Posten, sah seinen Hauptmann vorübergehen, stellte sein Gewehr ans Haus, lief jenem nach und machte ihm eine Meldung. Als ein Zuschauer ihm seine Verwunderung aussprach, daß er so vom Posten fortginge, meinte er schlaue: „Ich habs meinem Hauptmann nicht gesagt, daß ich Wache stand.“

Am spaßhaftesten war das ewige Schienenaufreißen. Sie wollten den Preußen nachmachen, demolirten aber ohne Sinn; rissen z. B. die Schienen zwischen Koburg und Meinungen auf, während beide Orte von Bayern besetzt waren u. dgl. mehr; immer nur, um wenigstens

Ähnlich den Bayern sind die Würtemberger, aber gutmüthiger und naiver. Ihre Ausstattung war eine eigenthümliche, im Ganzen wenig geschmackvolle, die Haltung gewöhnlich mehr als leger. Die anderen Soldaten nannten sie scherzweise die „Wühsteberger“, weniger um eines wüsten Wesens willen, sondern weil sie das Wort „wühst“ häufig gebrauchten.

Eine gut ausgerüstete und trefflich geschulte Truppe war grade die kleinste, die Bückeburger, Jäger mit Zündnadelbüchsen. Die Offiziere waren sehr gebildet und unterrichtet und meist gut beritten. Die Bückeburger haben sich bekanntlich schon früher einen guten Namen gemacht, im siebenjährigen Kriege als Carabiniers unter dem tüchtigen aber wunderlichen Grafen Wilhelm; in neuerer Zeit als Jäger im schleswig-holsteinischen Kriege. Sie waren nur kurze Zeit in Mainz, erwarben sich aber allgemeine Achtung. Sie kamen von da in die Festung Ulm, wurden aber aus Unkenntniß der Sachlage dort mit allerlei feindseligen Demonstrationen als Bundesabtrünnige empfangen.

Grade wie die Bückeburger, verschwanden, man darf sagen über Nacht, auch die Weimaraner. Wie das Gerücht ging, sollen sie mehr Sympathien für Preußen als für die Bundessache zu erkennen gegeben haben. Der Oberst v. Sydow, früher in preussischen Diensten, ein sehr gebiegener und allgemein geachteter Offizier, war bereits vor dem Abmarsch seiner Truppe des Commandos enthoben worden und ging nach Weimar zurück. Vom Regimente, das preussische Zündnadelgewehre führte und sonst aufs trefflichste ausgerüstet war, kamen zwei Bataillone nach Rastadt, ein drittes nach Ulm.

Unter den Truppentheilen unsrer Garnison war alles mehr oder weniger verschieden, die Verpflegung, Gagen und Zulagen, Reglement, Signale, Ausrüstung, tactische Ausbildung. Das mußte ein einheitliches Wirken außerordentlich erschweren, keine Truppe kannte den Generalmarsch der andern; komisch, fast peinlich sah es aus, wenn die Wachen gemischt waren und ins Gewehr gerufen wurden. Da standen die hellblauen Bayern und Würtemberger neben dem dunkelgrün und gelben Weimaraner, oder dem grün und rothen Meininger. Da Commandos und Griffe verschieden waren, so war die Mischung für den Commandirenden nicht zu regieren. Da die Würtemberger das geschulterte Gewehr gar nicht kannten, sondern gleich vom Fuß aus präsentirten, während dies die andren von der Schulter aus effectuirt, so sahen selbst die Honneurs und die militärische Hochachtung puzig aus. Zu der bunten Musterkarte in Uniformen, in Lederzeug und Waffen kam noch als besondrer Unfall, daß mehre

---

etwas zu thun. Ein Offizier wollte auch eine Chaussee aufreißen lassen, und zwar an einer Stelle, wo rechts und links die schönsten Saaten standen. Als man ihm nun bemerklich machte, daß die Preußen dann ganz bequem zur Seite vorüberziehen könnten, ohne Hinderniß und nur zum Schaden der Aecker, meinte er nach einigem Nachdenken: „Da habens Recht, na dann können wirs ja auch lassen.“

Truppentheile grade in einer Umwandlung begriffen waren, wie z. B. die Württemberger, Rheinhesen und Meininger. So trugen die Offiziere, die Musik und ein Theil der Unteroffiziere der letzteren dunkelgrüne Schnürröcke, ähnlich wie die braunschweiger und nassauer Jäger, während die übrigen Unteroffiziere und die Soldaten die alte Montur, grün, schwarz und roth, beibehalten hatten, das eine Regiment hatte zwei in Aussehn und Schnitt grundverschiedne Uniformen. Dieses, wie die sehr verschiednen Gradabzeichen, erforderte längeres Studium und Beobachtung und selbst dem Offizier wurde es schwer, sich einigermaßen darin zurecht zu finden, noch schwerer den Soldaten, und so konnten denn Irrungen und Verwechselungen ernster Natur nicht ausbleiben. Um doch wenigstens ein Kennzeichen zu haben, sollten die Mannschaften am linken Oberarm eine Binde mit den deutschen Farben tragen. Diese Binden wurden vom mainzer Frauenverein ausgegeben. Erst trugen sie einzelne, Offiziere wie Soldaten, dann mehre, aber andre auch nicht. Selbst die Hessen hatten sich dieselben zum großen Theil angelegt. Die Soldaten hatten, wohl mehr aus Eitelkeit oder Spielerei als aus Parteeifer, sich diesen Schmuck aus eigenen Mitteln gekauft. Da aber kein Befehl ausgegeben war, sie allgemein zu tragen, so legten die Uebrigen z. B. die Meininger die Binde gar nicht an. Und das war auch wohl ganz in der Ordnung: entweder gleichmäßig, oder gar nicht. Also auch darin wurde keine Gleichheit erzielt, die Buntscheffigkeit nur größer.

Das Chaos hatte sich allmählig etwas geordnet und da der Bestand in der letzteren Zeit weniger wechselte, so waren die Rollen bei einem etwaigen Angriff vertheilt, den Truppen und Führern für einen Alarm ihre Posten und ihr Verhalten angewiesen. Es wurde auch einmal nach Mitternacht allarmirt, um das Angeordnete zu prüfen. Der Commandant beritt mit stattlicher Suite alle Werke und Posten, und fand freilich mancherlei zu corrigiren. Auch anderes kam vor, das übel bekommen wäre, wenn ein Angriff auf die inneren Werke wirklich stattgefunden hätte. So ist bekanntlich in einer Festung nicht nur das zu vertheidigen, was man eben als Terrain erblickt, sondern auch, was unter der Erde ist, und dem Auge des Laien entgeht. Bei der genauen Kenntniß, die der damalige Gegner von allen Theilen der Festung haben mußte, war grade das Unterirdische der meisten Aufmerksamkeit empfohlen und Genieoffiziere waren bei Anweisung der Truppentheile die Führer und Instructoren gewesen. Der Eingang, welcher vom Innern der Weste in die Kasematten und nach Außen führt — die Poterne — ist daher stets wohl verwahrt. Da traf es sich nun, daß an einem Punkte die Poterne erst nach anderthalbstündiger Anwesenheit der Besatzungstruppen erschlossen wurde. Da erst kam der österreichische Wallmeister, ein alter Unteroffizier, der das Erschließen zu besorgen hatte, langsam angewackelt. Von einem der Offiziere gefragt, wo er denn so lange geblieben, antwortete er gemüthlich: „Ja schauns, ich hatt

halter mehr aufzuschließen und hab die Schlüssel nit gleich finden können!“ — Wäre es nicht gerathener und kürzer gewesen, die betreffenden Schlüssel dem Offizier der nächsten Wache zu übergeben?

Auch beim Allarmiren war nicht alles in der Ordnung. Kanonenschüsse sollten von der Citadelle das erste Signal geben, die Spielleute der Wache und Garnison sollten dann sofort blasend und trommelnd die Straßen durchziehen. Aber es kam grade entgegengesetzt: erst machten die Spielleute sehr eifrig ihr Geräusch und wohl eine halbe Stunde später, als fast alles sich gesammelt hatte, donnerten die Kanonen. — Bewundernswerthe Praxis und Geschicklichkeit bewährten dabei die Kurhessen. Kaum fünf bis sechs Minuten nach dem Signal stand das Bataillon fix und fertig in Reih und Glied im Kasernenhofe. Das war ihnen in ihren Garnisonen gelernt worden, denn bekanntlich wurde wohl in keiner Bundesstruppe so viel allarmirt, als in Hessen, namentlich in Kassel, wo der Kriegsherr selbst sich daraus ein besonderes Vergnügen machte.

Auch der präsumtive Thronfolger der Hessen, Prinz Friedrich — von Rumpenheim genannt — hielt sich mit Gemahlin in Mainz auf und wohnte im Schlosse. Er trug zwar stets die hessische Uniform, stand aber zu den Truppen nicht in näherer Beziehung. Er galt für ein Subject und, da ihm beträchtliche Geldmittel zu Gebote standen, so konnte er seinen unregelmäßigen Neigungen Lauf lassen, und man erzählte sich davon manches Anstößige. Außerdem waren nicht weniger als sechs Prinzen von Hanau bei den Hessen, eine Zugabe, die im Allgemeinen nicht gern gesehen wurde. Wer die hessischen Hofverhältnisse einigermaßen kennt, wird das leicht zu beurtheilen wissen. — In ihrer üblen Lage benahmen sich die Hessen äußerst tactvoll. So ließen sie ihre Musikchöre nirgend öffentlich spielen. „So lange er unser Kriegsherr und ein Gefangener ist — sagten sie — ziemt es sich nicht.“ Nur dreimal wurde eine Ausnahme gemacht: einmal vor dem Prinzen Friedrich, der es wünschte. Man entsprach diesem Wunsch unter der Bedingung, daß sich der Prinz in den Kasernenhof desjenigen Regiments begeben möge, zu dem das Musikcorps gehörte, da dieses auswärtis nicht spielen sollte. Der Prinz kam auch Nachmittags mit Gemahlin und wurde vom Offiziercorps des betreffenden Regiments empfangen. Für das hohe Paar hatte man auf der Freitreppe ein Sopha aufgestellt und unten im Hofe war die Musik placirt. Ein andres Mal gab die Musik des Garderegiments in der „Neuen Anlage“ ein Concert gegen Entré, das aber hilfsbedürftigen Militärs zu Gute kommen sollte; das dritte Mal spielte die Musik eines Regiments vor dem Palais des Gouverneurs. Die andern Musikcorps spielten da und dort, namentlich im nahen Wiesbaden. Wir konnten das in so ernster Zeit, während eines traurigen Bruderkrieges, nicht in der Ordnung finden. — In Mainz selbst wurde bei Appell, beim Aus- und Einrücken, beim Beziehen der Wachen viel gedudelt und getrommelt. Bei

den Württembergern war das Musikkorps sammt Spielleuten stärker als die Wachmannschaft, die hinterherzog.

Da wir keine großen kriegerischen Ereignisse erlebten, so machten die kleinen großes Aufsehn. Man hatte doch auch einen Erfolg über die Preußen. Am 13. Juli wurde ein Trupp preussischer Gefangener aus dem Nassauischen nach Castell gebracht. Es waren 17 Mann Landwehr, die von einer Patrouille der hessischen Garde du Corps überfallen worden waren. Ein Premierlieutenant, Schenk v. Schweinsberg, wegen seiner kolossalen Figur der „lange Schenk“ genannt, war mit 6 bis 7 Garde du Corps zum Patrouilliren entsendet worden. Aber statt in einigen Stunden wiederzukommen, blieb er mehre Tage aus. Die Meisten gaben ihn verloren, andere, die ihn besser kannten, meinten, er komme nicht eher zurück, bis er einen Coup ausgeführt, da er allgemein als kühn und verwegen galt. So war es auch. Unterwegs traf er auf eine nassauische Infanteriepatrouille, die er an sich zog. Er streifte herum, bis er plötzlich auf eine feindliche Feldwache stieß, die sofort auf ihn und seine Reiter anlegte. Die Infanteristen, die ihm folgten, waren noch in einem Gehölz zurück. Schenk wußte nicht, welche Stärke er vor sich hatte; er verlor aber die Contenance nicht, sondern rief mit seiner Donnerstimme nach dem Walde hin: „Die Infanterie soll vorrücken!“ Zum Glück kamen auch gleich die paar Mann aus dem Walde herausgetrottet und die Preußen, dadurch überrascht, streckten die Waffen. Die Gefangenen kamen Nachmittags von Wiesbaden her unter einer württembergischen Escorte, die ein Unteroffizier führte, in Castell an. Sofort drängte sich beim Aussteigen ein Haufe Neugieriger, worunter viele Soldaten, heran, der Haufe schwoh lawinenartig. Die guten Schwaben wußten nicht, was sie anfangen, und der Unteroffizier nicht, wohin er die Gefangenen abgeben sollte er wollte mit diesen hinüber nach Mainz. Bei der damals gereizten Stimmung des Pöbels gegen Preußen war das eine mißliche Sache, denn die Bedeckung war zu schwach, die Gefangenen vor etwaigen Insulten zu schützen. Ein älterer meiningenscher Offizier nahm sich beider Theile an und ließ die Gefangenen so rasch als möglich in Castell unterbringen, sie einer bayrischen Wache übergebend, während er den württembergischen Unteroffizier mit zum Commandanten nahm. Die Gefangnen blieben auch in Castell und kamen gleich darauf nach Ulm.

Die politische Bedeutung der Festung Mainz hatte sich unterdeß wesentlich geändert, aus der Bundesfestung war jetzt ein Stützpunkt der gegen Preußen verbündeten Staaten geworden. Unter allen Umständen blieb Mainz für die dort operirenden preussischen Truppen ein lästiger Nachbar. Bibrich war, wie erwähnt, dem Geschüßfeuer der Festung ausgesetzt und die dort stationirten Preußen empfanden das auch, Borräthe, die rheinaufwärts gebracht worden waren und von Bibrich aus per Bahn nach Frankfurt geschafft werden sollten,

waren Störungen ausgesetzt, der Zug konnte eine Strecke weit beschossen werden, und es kam mehre Male dazu, so daß er umwendete. Wahrscheinlich benutzte man später die Nacht. Auch ein Ausfall aus Mainz war immerhin möglich. So erhielten sich die Gerüchte, daß die Preußen nächstens etwas gegen die Festung unternehmen müßten, um in der Gegend freie Hand zu haben. Aber wer kühler urtheilte, erwartete das Gegentheil. Bei der stärkeren Besatzung, der Armirung und anderen Vorsichtsmaßregeln in der Festung konnte eine Ueberrumpelung nicht mehr gelingen und bei einem wirklichen Angriff die nöthige Stärke auf's Ungewisse daran zu setzen, war auch bedenklich. Und warum sollte Preußen seine Truppen zerplittern, die es anderwärts besser gebrauchen konnte, wozu sich Verlusten aussetzen und einen Platz beschädigen, in dem es selbst so viel Eigenthum hatte? Und war die Lage nicht bereits so, daß Mainz ihm über kurz oder lang von selbst zufallen mußte? War Preußen Herr seiner Gegner, wer wollte es noch an der Besitzergreifung hindern? Es gab für den denkenden Menschenfreund ein kleines, wohl zu beachtendes Anzeichen dafür: dem preußischen Militärcasino in Mainz wurde grade ein drittes Stockwerk aufgesetzt, als die Verwirrung begann und die preußischen Truppen die Festung verließen. Nun, an dem Bau wurde nach wie vor fortgearbeitet. Während wir unten aufgeregt bliesen, trommelten und patrouillirten, setzten die Preußen über uns unbeirrt Stein auf Stein, Balken auf Balken zu ihrem vergnüglichen Clubhaus, als ginge sie die ganze Tragödie unten gar nichts an. Es ergab sich denn auch, daß die kleinen Neckereien von den Preußen durchaus nicht ernstlich gemeint waren; sie wollten höchstens die Besatzung ein wenig beschäftigen und Ernsteres maskiren.

Auf der anderen Seite war freilich der mainzer leitenden Militärbehörde geboten, sich auf alles gefaßt zu halten, und es gebührt ihr in dieser Beziehung die vollste Anerkennung. Zur Sicherung des Platzes wurde das Mögliche geleistet, soweit Kräfte und Mittel reichten. Es geschah jetzt wohl in wenigen Wochen mehr als sonst in Jahren. Namentlich hat der derzeitige Commandant, Oberst v. Buch, das Seine redlich gethan, denn auf ihm lastete das Meiste. Das wird von allen, die mit den Verhältnissen vertraut sind, anerkannt werden müssen. Er behielt auch das Commando bei, als mit den heftigsten Generalen im Range Höhere in die Festung kamen, die sich seinen Anordnungen unterziehen mußten.

Das so lange an Frieden gewöhnte Mainz erlitt freilich, wenn man es auch möglichst schonen wollte, manche Störung und Einbuße: beim Kasiren mußten im Rayon der Außenwerke die herrlichsten Alleen, die schönsten Obstbäume, größtentheils mit Früchten reich behangen, den Hieben der Art erliegen, und nur kurze Stummel bezeichneten noch die Stelle, wo sie vor kurzem geblüht und kühlenden Schatten gewährt hatten. Mehre Thore nach der Rhein-

seite hin waren vermauert, die Schienentwege zerstört worden. In den letzten Wochen war fast aller Verkehr gehemmt und auf dem Rheinstrom war es leer und öde. Man gewahrte auf seiner breiten Fluth fast kein Fahrzeug mehr, selbst die, welche bis dahin am Ufer gelegen, waren verschwunden, die Waarenhallen geleert, das sonst so belebte Ufer fast menschenleer. Nur auf der Rheinbrücke zeigte sich einiges Leben. An dieser landete an mehreren Abenden ein Dampfer, der aber keineswegs zu friedlicher Fahrt bestimmt war. Er wurde zum Avisiren rheinabwärts gebraucht, wenn feindliche Schiffe sich zur Nachtzeit nahen sollten. Die Besatzung bestand aus einem Offizier und 30 Mann vom meiningischen Contingent. Seine Aufgabe, sich im Fahrwasser durchzuwinden, war nicht immer leicht, da die Preußen Vöblich an beiden Ufern inne hatten. Einige preußische Abtheilungen gaben auch gelegentlich Salven auf den Dampfer ab, der aber geschickt hinter einsame Schiffe retirirte, die eben den Rhein hinaufgeschleppt wurden und welche den größern Theil der Ladung bekamen.

In den letzten Tagen des Juli zog das meiningische Contingent aus Mainz ab, da der Herzog aus dem Bunde getreten war und den Rückmarsch ins Land befohlen hatte. Für die Truppe war das eine mißliche Sache, da der Gouverneur sie als Kriegsgefangene zurückbehalten konnte. Da sich das Regiment durch seine gute Führung bei den anderen Truppen, wie auch bei den Einwohnern des größten Wohlwollens zu erfreuen hatte, so wurde es so glimpflich wie möglich behandelt. Der Gouverneur ließ nur die Gewehre und Munition zurückbehalten, sonst gestattete er freien und ehrenvollen Abzug mit Fahnen und allem Eigenthum. In allen Kreisen erregte das Geschick der Truppe aufrichtigste Theilnahme und vielen Militärs, festen Männern, traten die Thränen in die Augen. Selbst der Gouverneur war davon ergriffen. Den Abziehenden gab man ein so ehrendes Geleite, wie man es vermochte, denn fast alle Generale, Stabs- und sonstigen berittenen Offiziere, der Gouverneur und der nachfolgende Commandant, General v. Vossberg, an der Spitze begleiteten die Truppen über den Rhein bis an die Außenwerke. Trotzdem dichte Haufen von Militärs und Civil am Wege standen, so war doch nichts von einer unfreundlichen Demonstration zu gewahren.

So blieben denn die Hessen, Bayern und Nassauer in der Festung zurück. Der Zerfall des deutschen Bundes trat eindringlich vor Augen, man sah, wie er, am Marasmus schon lange hinsiehend, seiner Auflösung sich rasch näherte, ein Glied nach dem andern erkaltete und starb ab. Der kranke Mann weit hinten in der Türkei sollte ihn noch überleben.

Aber auch die Zustände des bisherigen Bundeskriegswesens spiegelten sich in der ersten deutschen Bundesfeste ziemlich getreu ab, und das Bild konnte leider nicht ein befriedigendes genannt werden. Das Kleinliche, Zerstückelte, Unvollkommene, Ungleiche drängte sich überall auf. Jeder, der diese Monate in

Mainz verlegt hat, muß zu der Ueberzeugung gelangt sein, daß eine durchgreifende Reorganisation im deutschen Heerwesen unumgänglich nothwendig ist. Was bisher nicht möglich schien, wird nun wohl Preußen in kurzem besorgen.

Auch die Bundesfestung war nicht ganz in dem Zustande, in dem sie nach allen Erwartungen hätte sein sollen. Auf die Details hier sich einzulassen, ist nicht am Platze.

Schließlich wollen wir noch erwähnen, daß es durchaus nicht in der Absicht dieser Zeilen lag, wirkliches Verdienst schmälern zu wollen. War auch das Ganze bunt und verschieden zusammengewürfelt, wie es nach den Verhältnissen nicht anders sein konnte, so bestrebte sich doch in Wahrheit ein jeder, vom General bis zum Tambour, seine Schuldigkeit zu thun. Trotz so naher Berührung verschiedener Stämme herrschte doch im Allgemeinen Einheit und Kameradschaft und ernste Reibungen oder gar Excesse von Truppen gegen Truppen sind nicht vorgekommen. Das Vernehmen der Truppen mit den Einwohnern war das beste.

Das deutsche Unglück, welches im Sommer 1866 auch in Mainz fühlbar wurde, war nicht Schuld der Einzelnen. Denn grade das Traurige war, daß so guter Wille, so große Tüchtigkeit der Einzelnen kein besseres Gesamtergebnis geben konnte. Keine deutsche Festung hat seit den Tagen Custine's den Deutschen so eindringlich die Verderblichkeit ihrer Reichsheeresverfassung erwiesen als Mainz. Wir hoffen, der Beweis, welcher in diesem Jahre geführt wurde, wird der letzte sein, dessen der Deutsche bedarf.

---

### Kosten der Heere und Höfe des neuen Bundesstaats.

In der neuesten Thronrede des Königs Wilhelm von Preußen spricht der König auch von der Einrichtung eines einheitlichen Bundesheeres unter Preußens Führung, dessen Lasten von allen Genossen des Bundes gleichmäßig werden getragen werden. Es ist interessant und belehrend in Bezug auf diesen Plan zu betrachten, wie die Lasten bisher vertheilt waren und in welchem Verhältniß sich diese durch eine gleichmäßige Vertheilung auf die bisher minder Belasteten für die seither zu hoch Belasteten verringern werden, was zunächst durch die nachstehende Tabelle anschaulich gemacht werden soll. Natürlich beschränken wir uns in ihr auf die norddeutschen Verbündeten Preußens und die von demselben besetzten Staaten, die süddeutschen, hoffentlich dem deutschen Bunde später einmal auch noch einzufügenden, im Nachtrag behandelnd.